Städte- und Gemeindebund
Nordrhein-Westfalen

Aktuelles aus der Verbandsarbeit

Rede auf den Sitzungen der Arbeitsgemeinschaften des StGB NRW im Herbst 2016

von Dr. Bernd Jürgen Schneider
Hauptgeschäftsführer des Städte- und Gemeindebundes NRW,
Düsseldorf

Es gilt das gesprochene Wort!

(www.kommunen-in-nrw.de)

Anrede,

wenn ich ein Jahr zurückblicke, dann hatten wir in unseren Kommunen ein Megathema, die **Flüchtlingskrise**.

Wir haben in unseren Städten und Gemeinden mit einer **einmaligen Kraftanstrengung** etwas vollbracht, was normalerweise nicht möglich ist:

Wir haben in NRW in kürzester Zeit **330.000 Menschen untergebracht und versorgt**, das heißt

- sie aufgenommen,
- sie umfassend betreut und
- ihnen ein Dach über dem Kopf gegeben.

Das war eine **große Belastung** für das Land, aber vor allem für seine Kommunen:

Zu keiner Zeit drohte Obdachlosigkeit – selbst dann nicht, als täglich Menschen in der Größenordnung **ganzer Kleinstädte** nach Deutschland einwanderten.

Unterbringung und Versorgung all dieser Menschen ist die große **historische Erfolgsgeschichte der Kommunen** in NRW.

Genauso wie Sie haben auch wir als Verband fast unser **gesamtes Denken und Handeln** auf das Megathema Flüchtlinge ausgerichtet.

Aber natürlich müssen auch die anderen wichtigen Themen bearbeitet werden, wie

- die Reform des Bund-Länder Finanzausgleiches,
- die KiBiz-Reform,
- die Inklusion im Schulbereich,
- G8 oder G9,
- die Kommunalfinanzen,
- der Landesentwicklungsplan (LEP),
- das Bundesteilhabegesetz (BTHG),
- die Reform Unterhaltsvorschussgesetz (UVG),
- die Reformen im Baurecht,
- die Reform des Landeswassergesetzes und
- die Auswirkungen der Digitalisierung auf den Einzelhandel,

um nur einige Themen zu nennen.

Ich werde deshalb versuchen, all dies anzusprechen. Und was ich nicht schaffe, können Sie in meinen schriftlichen Ausführungen in Ruhe nachlesen.

Die Themen **Flüchtlinge und Integration** werden uns auch in den nächsten Jahren noch sehr intensiv beschäftigen. Deshalb nehmen sie einen großen Raum in meiner Rede ein.

Damit möchte ich beginnen.

Zunächst einige **grundsätzliche Gedanken**. Sie sind notwendig, um die aktuelle **Entwicklung bewerten** zu können.

Richtig ist: Die **Zahl der Flüchtlinge,** die Deutschland erreichen, hat sich in 2016 **erheblich reduziert**. Zum Glück.

Das **Abkommen mit der Türkei** und die **Schließung der Balkanroute** haben den Flüchtlingsstrom fast **zum Erliegen** gebracht. Auf dieser Route haben in diesem Jahr nur noch **50.000** Flüchtlinge Deutschland erreicht.

Wenn der Bundesinnenminister in diesem Zusammenhang von einer **Trendwende** spricht, dann hat er Recht, wenn man die Entwicklung nur in diesem Jahr betrachtet.

Denn das Ganze ist eine **Momentaufnahme**, nicht mehr und nicht weniger. Die **Lage** ist äußerst **instabil** und in ihrer **Entwicklung nicht kalkulierbar**,

- sowohl im Nahen und Mittleren Osten
- als auch in Afrika.

Es gibt also **keinen Grund zur Entwarnung**, schon gar nicht für die **kommunale Ebene**.

Die Ruhe ist eine trügerische. Das **Asylsystem der EU** kann **durchatmen** - bis zur nächsten Flüchtlingskrise, so die FAZ (Eckart Lohes) zu Recht am 11.September dieses Jahres. Das mit dem Durchatmen gilt für uns alle.

Keine Frage: Die **Bekämpfung der Fluchtursachen** ist abstrakt ein richtiger Ansatz. Doch alle Experten prophezeien, dass es **Jahrzehnte** dauern wird, bis eine Stabilisierung und Befriedung in den betroffenen Regionen einkehren wird.

Das gilt besonders für **Afrika**. Rund **50 Millionen Menschen**, so Schätzungen renommierter Migrationsforscher wie Prof. **Borjas** (University of Havard) und Prof. **Collier** (University of Oxford - er ist mittlerweile Berater der Bundeskanzlerin in Afrikafragen) - sollen bereit sein, Afrika gen Europa zu verlassen.

Von daher ist es **nicht überraschend**, wenn derzeit die Zahl der Flüchtlinge, welche die **Mittelmeerroute** nach Europa wählt, stark ansteigt.

Der **österreichische Außenminister Kurz** hat Recht (FAZ, 05.11.2016), wenn er in diesem Zusammenhang vor **höheren Flüchtlingszahlen** warnt, solange die Rettung mit dem „Ticket nach Mitteleuropa“ verbunden ist.

Bundesinnenminister de Maizière will (SZ vom 06.11.2016) im Mittelmeer gerettete Migranten möglichst direkt nach Afrika zurückschicken.

Die **EU** versucht derzeit mit neun afrikanischen Ländern sog. „**Migrationspartnerschaften**“ abzuschließen. Für 8 Mrd. Euro sollen diese Länder bis 2020 **„Ordnung in die Wanderungsströme bringen“.**

Zwei Probleme gibt es dabei:

- Die EU macht sich **politisch erpressbar** und
- die **EU** müsste **einheitlich** agieren.

Doch das funktioniert derzeit nicht.

Dass es Europa gelingen wird, den Flüchtlingsstrom aus Afrika zu stoppen, sei gleichwohl eine **Illusion**, so die FAZ (11.10.2016) in einem Leitartikel. Dafür seien

- die Probleme auf dem Kontinent zu groß,
- das Bewusstsein darum zu gering und
- die Zeit einfach zu knapp.

Man müsse schon, so Prof. **Collier** (FAZ, 16.10.2016), um eine echte Chance zu haben, den Strom aus **Afrika** zu stoppen, dort eine **industrielle Basis** aufbauen, um **Arbeitsplätze** und **Wirtschaftswachstum** zu schaffen.

Doch von diesem Vorschlag ist man in der **EU nicht begeistert**. Denn diese afrikanische Basis, und vor allem deren Produkte, könnten ja eine **gefährliche Konkurrenz für europäische Erzeuger** sein.

Statt afrikanische Produkte zu importieren, halten wir in Europa eine **Überproduktion** aufrecht, **subventionieren** die überflüssigen Produkte mit Milliarden aus dem EU-Haushalt und exportieren diese nach Afrika.

Aber **Entwicklungshilfe** kann nur **erfolgreich** sein, wenn wir bereit sind, **Wohlstand dauerhaft abzugeben**.

Entweder wir bringen **verzichtbaren Wohlstand** in Form einer nachhaltigen Entwicklungshilfe zu den Menschen oder die Menschen kommen zu uns.

Genau so problematisch ist vor allem die **politische Situation** im **Nahen und Mittleren Osten**. Der unerbittliche **Kampf der Sunniten und Schiiten** um die religiöse Vorherrschaft wird noch Jahre, wenn nicht gar Jahrzehnte dauern und damit der **Zerfall von Syrien, dem Irak, dem Jemen** und vielleicht noch weiterer Staaten. Das prophezeien renommierte Islamforscher.

Fazit vieler Experten, dem ich zustimme:

„Europa und insbesondere Deutschland haben mit der Ankunft von 800.000 Flüchtlingen im vergangenen Jahr nur den **Anfang einer Entwicklung** gesehen, die umwälzende

- demographische,
- politische und
- wirtschaftliche Folgen haben wird.“

Umfang und Konsequenzen dieser Entwicklung kann derzeit keiner voraussagen. Nur eines ist gewiss: Es gibt weder einfache noch schnelle Lösungen. Wer etwas anderes behauptet, ist unseriös.

Die **Einrichtung von Registrierungszentren** und der **Schutz der EU-Außengrenzen** ist nur der kleinere Teil der Aufgaben auf EU-Ebene.

Entscheidend für die Lösung der Krise ist eine **faire Verteilung der Flüchtlinge** auf alle Mitglieder in der EU. Aber dazu sind die meisten EU-Länder nicht bereit.
Einmal

- weil die **Zahlen** derzeit **stark rückläufig** sind und
- weil die Länder wissen, dass unser Land auf absehbare Zeit ein **Magnet der Einwanderung** bleiben wird.

Es wird also innerhalb der EU in den nächsten Jahren **keinen Konsens** über eine einheitliche **europäische Flüchtlingspolitik** mit **gerechten Verteilungsquoten** geben. Gerade erst hat sich **England** auf die Seite der **osteuropäischen Staaten** geschlagen.

Doch wie sieht es aktuell in **Griechenland** aus, ist das **Abkommen mit der Türkei** die Lösung, so die Bundesregierung? Viele sind skeptisch.

Das liegt daran, dass die **griechische Asylbehörde** im Rahmen ihrer fast **richterlichen Unabhängigkeit** sich derzeit strikt weigert, abgelehnte Asylbewerber in die Türkei zurück zu schicken.

Der **erfolglose Putsch** und das derzeitige **Agieren der türkischen Regierung** haben diese Situation noch erschwert. Seit Inkrafttreten des Abkommens im April dieses Jahres wurden noch nicht einmal 100 Flüchtlinge in die Türkei zurückgeschickt.

Die Konsequenz ist, dass die griechische Regierung auf Grund **fehlender Unterbringungsmöglichkeiten** auf den Inseln darüber nachdenkt, **Flüchtlinge** wieder auf dem **Festland unterzubringen**.

Damit wäre das **Abkommen gescheitert**, weil dann die Flüchtlinge wieder eine reelle Chance sehen würden, sich nach Deutschland oder Österreich durchschlagen zu können.

Hinzu kommt, dass die Schlepper jetzt verstärkt versuchen, Flüchtlinge auf dem **Landweg** von der Türkei nach Griechenland zu schleusen.

Wir haben also nur eine **Atempause**, von der keiner weiß, wie lange sie andauert. Es ist ungewiss, wie lange sich die Türkei an das Abkommen hält, wenn die **Visa-Freiheit** nicht gewährt wird. Keiner kann derzeit seriös das Handeln der Türkei einschätzen. Das Vorgehen der Regierung gegen die Opposition spricht für sich.

Can Dündar, ehemals Chefredakteur der regierungskritischen Zeitung **„Cumhuriyet“**, sagte vor kurzem auf der Frankfurter Buchmesse, in der Türkei entstünde gerade eine islamische Diktatur. Für ihn ist das **Türkeiabkommen** deshalb ein **fragwürdiges Geschäft.**

Weil wir **nicht erpressbar** sein dürfen, braucht **Europa** einen **Plan B** für den Flüchtlingsdeal mit der Türkei. Man dürfe sich nicht einem Mann ausliefern, aus dessen Land vielleicht schon bald die nächsten Flüchtlinge kommen werden, so unlängst Herr von Rohr im Spiegel (27/2016, S. 8).

Die Entwicklung gibt ihm Recht. Die Zahl der **türkischen Flüchtlinge** hat sich in diesem Jahr bereits verdoppelt.

Ein **Plan B** aber würde eine **einheitliche Asylpolitik** auf EU-Ebene voraussetzen mit

- einem EU-Amt für Migration und Flüchtlinge,
- einem einheitlichen Recht auf Asyl,
- einheitlichen Verfahren und
- einheitlichen Standards vor allem im Sozialbereich.

Dann könnten auch **Asylanträge außerhalb der EU-Grenzen** gestellt werden - so eine richtige Forderung von Herrn Sinn (Sonntagsausgabe der FAZ vom 16.10.2016) -

und nach einem für alle EU-Länder **einheitlichen Verfahren** entschieden werden.

Aber dazu müsste der **Integrationsprozess** in der EU **beschleunigt** werden und das rasant. Doch der **Brexit** zeigt: Der **Zug fährt eher in die andere Richtung**.

Bestenfalls tritt Europa - so die italienische Zeitung „Corriere della Sera“ (17.10.2016) - in eine lange **Periode des Stillstandes**.

Das war der politische Überbau, den man kennen sollte, um bestimmte Entwicklungen richtig einordnen zu können.

Doch jetzt zu den **Fakten** und den **konkreten Zahlen.**

Bis zum 11. September sind in diesem Jahr

- **bundesweit** rund **262.000 Neuzugänge** im Easy-System (IT-Anwendung zur Verteilung der Asylbewerber auf die Bundesländer) verzeichnet worden.
- In **NRW** waren es in diesem Zeitraum **58.000 Asylsuchende**.

Dennoch nimmt die **Zahl der Asylanträge stark zu**:

- **Bundesweit** wurden in den ersten neun Monaten dieses Jahres rund **660.000 Asylanträge** gestellt.
- In **NRW** waren es allein im Juli rund **24.000 Anträge**.

Dies liegt vor allem daran, dass das **BAMF** mit

- neuen **dezentralen Strukturen** und
- erheblich **mehr Personal**

viel **mehr Asylanträge entgegennehmen** und diese **schneller bearbeiten** kann.

Derzeit **dauert ein Asylverfahren** bei **Neuankömmlingen** im Schnitt rund **2 Monate**, bei **Altfällen 7 Monate.** Die Dauer hängt auch vom Herkunftsland des Flüchtlings ab.

Vor allem durch

- den reduzierten Zuzug,
- die Beschleunigung der Verfahren und
- den gleichzeitigen Ausbau der Plätze in den Landeseinrichtungen

hat sich die **Lage** auch beim **Land deutlich entspannt**.

Von den rd**. 57.000 Unterbringungsplätzen auf Landesebene** (Stand: 12.09.2016) sind nur noch **19.200 Plätze belegt**. Dennoch will das Land jetzt nicht sofort die nicht belegten Plätze abbauen, sondern eine **ausreichende Reserve** vorhalten.

Insgesamt sollen einstweilen **50.000 Plätze bereitgehalten** werden. Davon sollen **35.000 aktiv** betrieben werden. Das ist klug und richtig. Denn wie eingangs dargelegt: Keiner weiß, was kommt.

Deutschland muss auch künftig Flüchtlinge in Not aufnehmen, auch in großer Zahl.

Die Aufnahme weiterer Flüchtlinge ist deshalb nur machbar, wenn die Bürger dies akzeptieren. Dafür muss die Politik bessere Voraussetzungen schaffen.

Herr Papier, früherer Präsident des Bundesverfassungsgerichts, kritisiert in diesem Zusammenhang, dass das **Asylrecht** „letztlich ein **Jedermann-Recht** geworden sei, sich das Wunschland der Zuwanderung in der EU aussuchen zu können“ (Die Welt, 06.11.2016).

Seine Forderung: Die **Handhabung des Asylrechts** müsse sich strikt auf das konzentrieren, was es leisten kann: „nämlich **politisch Verfolgten** Schutz zu gewähren."

Trotz der Entspannung bei den Zahlen diskutieren wir mit dem Land derzeit intensiv die **Reform des FlüAG**.

Sie wissen: Ab **2017** wird von der **Jahrespauschale** auf eine **personen- und monatsscharfe Pauschale** von 866 Euro umgestellt. Sie werden dazu dem Land jeden Monat Ihre Zahlen melden müssen, und zwar bis zum **zehnten des Folgemonats**.

Die Auszahlung selbst würde dann im darauf folgenden Monat erfolgen. Ein Beispiel: Die im Januar 2017 anfallenden Kosten werden Anfang März ausbezahlt.

Das bedeutet, dass Sie - im Gegensatz zum derzeitigen System - jeden Flüchtling in Ihrer Kommune bezahlt bekommen. Dies allerdings nur solange, wie er dem FlüAG unterliegt, d.h. nur bis zum Abschluss des Asylverfahrens.

Derzeit bekommen Sie ja eine **Jahrespauschale** entsprechend der **Verteilungsquote** nach dem FlüAG, unabhängig davon, wie lange der Flüchtling von Ihnen untergebracht wird. Die Verzerr-Wirkungen sind ja bekannt.

Weil das BAMF immer schneller wird, werden viele Flüchtlinge schon nach wenigen Monaten **ins SGB II wechseln.** Die Konsequenz ist: Sie verlassen den Anwendungsbereich des FlüAG. Die Gemeinden bekommen dann für diese Personen auch **keine FlüAG-Pauschale** mehr.

Dann steigen zwar auf Seite der Kommunen die **Kosten der Unterkunft**. Aber diese zusätzlichen, flüchtlingsbedingten Unterkunftskosten wird der Bund tragen.

Wirklich entlastet wird das Land. Es spart die FLÜAG-Pauschale in dem Umfange, in dem sich die Dauer der Asylverfahren reduziert.

Noch eine Neuerung kommt ab 2017. Neben der neuen monatsscharfen Pauschale wird es für die Standortkommunen von **Landeseinrichtungen** neue **Anrechnungsquoten für die Landesplätze** geben.

Wie Sie alle wissen, hatte das Land letztes Jahr große Mühe, genügend Standorte für Landeseinrichtungen zu finden. Deshalb hat es damals als Anreiz für die Kommunen hohe Anrechnungsquoten geschaffen.

Bis jetzt bekommen Sie

- einen **EAE-Platz** (Erstaufnahmeeinrichtung) **mit 1,3** und
- einen **ZUE-Platz** (Zentrale Unterbringungseinrichtung) **mit 1,0**

auf Ihre Quote **angerechnet**.

Diese Quote wird reduziert. Für die Finanzierung über das FlüAG hat dies - wegen der personenscharfen Monatspauschale - aber keine Konsequenzen mehr. Denn die Finanzierung erfolgt ab 2017 – wie dargelegt – unabhängig von der Verteilung.

Es geht also nur noch darum, wie viele Flüchtlinge Standortkommunen zu Lasten aller anderen Kommunen, die keine Landeseinrichtung haben, weniger aufnehmen müssen.

Die **Modifizierung** soll in **zwei Schritten** erfolgen, und zwar zum **01.04.** und zum **01.10.2017**:

- Bei den **EAE**-Plätzen erst auf **1,0** und dann auf **0,7.**
- Bei den **ZUE**-Plätzen erst auf **0,75** und dann auf **0,5.**

Wir haben uns für eine **moderate Veränderung der Quoten** ausgesprochen, und zwar unabhängig davon, ob die Plätzte in den Landeseinrichtungen belegt sind oder nicht.

Denn die Bereitschaft der Kommunen, eine Einrichtung bei sich zuzulassen, muss auch weiterhin entsprechend honoriert werden. Gleichzeitig benötigen diese Standortkommunen aber auch Planungssicherheit.

Wir haben ferner gefordert, beide **Abschmelzungszeitpunkte** um einige Monate **nach hinten** zu verschieben, damit die betroffenen Kommunen mehr Zeit haben, sich auf diese Änderung vorzubereiten.

Die Verhandlungen mit dem Land über die geplante **Ist-Kosten-Erhebung** laufen noch. Im Moment gibt es hier **einige Umsetzungsschwierigkeiten**. Jedoch wird auch hier an einer Lösung gearbeitet.

Wichtig ist für uns, dass das Ergebnis der Erhebung so rechtzeitig feststeht, dass ab dem anvisierten 01.01.2018 auch dann die tatsächlichen Ist-Kosten durch das Land erstattet werden.

Das Land hat uns in dem **letzten Spitzengespräch** mit den Fraktionsspitzen der beiden Regierungsfraktionen am

18.10.2016 jedenfalls zugesichert, dass, sollten wir den 01.01.2018 nicht schaffen, die neue Regelung im Wege eines Nachtragshaushaltes **rückwirkend in Kraft** gesetzt werden würde.

Das Asylverfahren dauert, wie gesagt, nur wenige Monate, ist also eher ein **Kurzstreckenlauf**. Die **Integration** ist hingegen ein **Marathonlauf**.

Deswegen hat der **Bundestag** im Juli ein **Integrationsgesetz** verabschiedet. Ein wichtiger Bestandteil dieses Gesetzes ist die auch von uns geforderte bundesweite **Wohnsitzauflage**.

Nach dieser Regelung sind Asylbewerber verpflichtet, nach ihrer Anerkennung **3 Jahre** lang in dem **Bundesland** zu bleiben, dem sie nach dem Königsteiner-Schlüssel im Rahmen des Asylverfahrens zugewiesen worden sind.

Diese Bundesregel gilt zunächst für die **Bundesländer unmittelbar** und bedarf keiner landesrechtlichen Umsetzung.

Die **Wohnsitzauflage** soll aber nicht nur zwischen den Ländern, sondern auch **innerhalb eines Bundeslandes** wirken. Sie soll verhindern, dass sich nach der Auflösung der vielen Sammelunterkünfte **Ghettos** bilden, welche die Integration erschweren.

Die **Länder** haben deshalb nach dem Integrationsgesetz des Bundes die Möglichkeit, eine **eigene Wohnsitzauflage** zu beschließen. **NRW** hat sich im Einvernehmen mit den kommunalen Spitzenverbänden hierzu entschlossen und am **14. September** einen ersten **Entwurf** vorgelegt.

Bevor ich auf den **Verteilschlüssel** eingehe, möchte ich kurz erläutern, für **welchen Asylbewerber** die Wohnsitzauflage überhaupt greift.

- Zunächst werden ja alle Flüchtlinge, die einen Asylantrag stellen, nach Durchlaufen der Landeseinrichtungen weiterhin gemäß dem **FlüAG-Schlüssel**, sprich 90 % Einwohner und 10 % Fläche, auf die **Kommunen verteilt**. Dieser Schlüssel wird nicht geändert.
- Sobald ein **Flüchtling** aber einen **positiven Bescheid** oder eine Duldung bekommen hat, unterliegt er nicht mehr dem FlüAG.
- Er könnte sich dann **selbst einen Wohnsitz** innerhalb von **NRW** suchen.

Um dies zu verhindern, greift dann ab in Kraft treten - voraussichtlich am 01.12.2016 - die neue Wohnsitzauflage des Landes.

Hier müssen wir **zwei Fälle** unterscheiden:

- Ein Flüchtling, der bereits in einer **Landeseinrichtung** einen positiven Bescheid bekommt, erhält parallel dazu einen **Zuweisungsbescheid**. In diesem zweiten Bescheid wird ihm eine bestimmte Kommune als Wohnsitz zugewiesen. Er zieht dann aus der Einrichtung des Landes in die ihm zugewiesene Kommune. Und dort ist er zunächst SGB-II-Empfänger.
- Der 2 Fall: Befindet sich der Asylbewerber zum Zeitpunkt des positiven Asylbescheids bereits in einer **Gemeinde**, bekommt er parallel mit dem Asylbescheid ebenfalls einen zweiten Bescheid, den **Zuweisungsbescheid** nach der Wohnsitzauflagenverordnung des Landes.

  Mit diesem wird er entweder der Kommune zugewiesen, in der er sich bereits aufhält. Oder er wird einer anderen Kommune zugewiesen. Denn der **Schlüssel** für die Verteilung nach der **Wohnsitzauflage** weicht leicht vom FlüAG-Schlüssel ab.

In **beiden Fällen** bezieht er jedenfalls keine Leistungen mehr als Asylbewerber, sondern ist **SGB-II Empfänger.**

Nun zur Zuweisungsquote selber: Vom Grundprinzip her soll sie sich an den **Verteilschlüssel des FlüAG** anlehnen. Es wird jedoch folgende **Abweichung** geben:

- Der **Einwohneranteil** wird zukünftig nicht mehr mit 90 % sondern mit **80 %** gewichtet.
- **Dafür** soll die **Arbeitslosenquote** einer Gemeinde mit einem Anteil von **10 %** gewichtet werden.
- Der **Flächenanteil** wird weiterhin mit 10 % gewichtet.
- **Zusätzlich** wird die **Zuweisungsquote** der Kommunen, die einen **angespannten Wohnungsmarkt** aufweisen - also von § 1 der Mietpreisbegrenzungsverordnung umfasst sind -, um **10 % verringert**.
- Ebenfalls um **10 %** wird die **Zuweisungsquote** bei den Kommunen **reduziert**, die einen mindestens **50 %** über dem **Landesdurchschnitt** liegenden Anteil von Personen aus **osteuropäischen EU-Mitgliedsstaaten** haben, die Leistungen nach dem SGB-II beziehen.
- Die jeweiligen Abschläge aus den letzten beiden Punkten werden auf alle anderen Gemeinden verteilt.

Wir begrüßen grundsätzlich, dass das Land - entsprechend unserer Forderung - eine solche landesbezogene Wohnsitzauflage einführt. Denn eine solche Auflage ist grundsätzlich geeignet, **Ghetto-Bildungen zu verhindern** und die Integration zu fördern. Da sind sich alle einig.

Allerdings lehnen wir die vom Land vorgesehenen **Abweichungen vom FlüAG-Schlüssel** ab. Der FlüAG-Schlüssel - sprich 90 % Einwohner / 10 % Fläche - ist ein geeignetes und seit Jahren **erprobtes** und **gerichtsfestes Verteilungskriterium**.

Mit diesem Schlüssel können die Ziele der Integration und der Vermeidung von Ghetto-Bildung zielgenau erreicht werden und es wird vor allem verhindert, dass es zu weiteren unnötigen Umzugsaktionen kommt.

Das Kriterium der **Arbeitslosenquote** lehnen wir deswegen ab, weil es hier **keine kommunalscharfen Daten** gibt - wie die Landesregierung selbst einräumt.

Aber auch die Daten, die für das Kriterium **Wohnungsmarkt** herangezogen werden sollen, sind alles andere als unstrittig.

Im Übrigen unterliegen alle diese Daten einer **ständigen Veränderung** und sind daher für eine sachgerechte Verteilung der Flüchtlinge nicht geeignet.

Es sei denn man möchte im Rahmen einer **kostenintensiven neuen Bürokratie** die notwendigen **Daten** erheben und regelmäßig **fortschreiben**. Für ein „reiches“ Land wie NRW sicher kein Problem.

Insbesondere rechtlich problematisch ist aber die **Anrechnung von EU-Ausländern** aus Südosteuropa. Dies ist eine nicht hinnehmbare **Diskriminierung** der EU-Bürger aus den betroffenen Staaten.

Unabhängig von diesen strittigen Punkten sind sich alle einig:

- Eine Wohnsitzauflage ist nicht nur wichtig, um einer Ghettobildung von Flüchtlingen vorzubeugen.
- Sie schafft für die Kommunen auch die notwendige **Planungs- und Finanzierungssicherheit**, um feste dezentrale Unterkünfte für Flüchtlinge zu schaffen.

So sollen sich auch für Kommunen außerhalb der Ballungsgebiete Investitionen in **Wohnungen** lohnen. Es geht aber um mehr als nur eine Wohnung oder einen Arbeitsplatz. Auch **Kindergarten** – und **Schulplätze** sind notwendig.

Eine **dezentrale Unterbringung** ist dabei eine wesentliche Voraussetzung, damit die Neuankömmlinge

- schnell unsere **Sprache lernen** und
- **soziale Kontakte** mit deutschen Mitbürgern knüpfen können.

Denn ein wichtiger Grundsatz in der Psychologie lautet: N**ur gemeinsam gelebte Zeit schafft Vertrauen.**

Ich sprach eben von der **Integration** als einem **Marathon-lauf**.

Sie wird von uns allen, der gesamten Gesellschaft, den Räten, den Verwaltungen, aber insbesondere unseren ehrenamtlichen Kümmerern,

- viel Kraft,
- noch mehr Ausdauer und
- eine strikte Konsequenz in der Durchsetzung unserer Gesetze und Werte erfordern.

Wir als Verband haben dies frühzeitig erkannt und bereits zu unserem **Hauptausschuss** im März dieses Jahres einen **Integrationsleitfaden** vorgelegt.

Zudem haben wir ein **eigenes Internetportal** aufgebaut. In diesem Portal können Sie viele hilfreiche **Best-Practice-Beispiele** anderer Kommunen aber auch schon existierende Integrationsleitfäden von Kommunen finden.

Herr Stempel, unser neuer Mitarbeiter, ist gelernter Journalist und ausschließlich für dieses Portal zuständig. Er wird dieses Portal gleich noch ausführlich vorstellen.

Schließlich haben wir im September zwei gut besuchte **Bürgermeisterseminare** durchgeführt.

Das Stichwort Bürgermeisterseminar macht deutlich, dass das Thema **Integration Chefsache** ist. Das heißt, Sie als Bürgermeister oder Bürgermeisterin, müssen sich persönlich als den **obersten Integrationsbeauftragten** und **Chefkümmerer** begreifen.

Ab einer bestimmten Gemeindegröße ist es empfehlenswert, einen **hauptamtlichen Integrationsbeauftragten** einzustellen, der die Arbeit der verschiedenen zuständigen Ämter aber auch aller ehrenamtlich Tätigen koordiniert.

Denn Sie wissen alle, bei der Integration haben wir als **Kommunen die Hauptlast** zu schultern. Die Flüchtlinge leben nämlich konkret bei Ihnen vor Ort.

In unseren Gemeinden

- haben sie Kontakte zu ihren Mitbürgern,
- gehen ihre Kinder in den Kindergarten und in die Schule und
- oft haben sie auch hier ihren Arbeitsplatz.

Deswegen haben die Städte und Gemeinden die **größten Berührungspunkte** zu den Menschen und deshalb auch das **größte Interesse** an einer erfolgreichen Integration.

Und den politischen Streit, ob wir das schaffen oder nicht, finde ich merkwürdig. Denn kein verantwortungsvoller Politiker kann sich hinstellen und sagen: Wir schaffen das nicht.

Nein, ich sage: **Wir müssen das schaffen**, weil wir keine andere Wahl haben. Und was wir schaffen müssen, werden wir auch schaffen.

Das muss die Politik den Bürgern vermitteln. Und zwar mit der gebotenen **Überzeugungskraft** und unabhängig von parteipolitischen Spielchen.

Alles andere wäre ein Armutszeugnis sondergleichen und entmutigend für die vielen **ehrenamtlichen Helfer**.

Ohne deren Unterstützung wird Integration aber nicht gelingen. Denn sie sind wichtige **Kümmerer**, welche die Neuankömmlinge an unsere **Werteordnung und Prinzipien des Zusammenlebens** heranführen.

Drei Punkte sind aus unserer Sicht für eine **erfolgreiche Integration** besonders wichtig:

- Ein schneller Spracherwerb,
- eine umfassende Betreuung (U3 / Ü3) und Schulbildung und
- eine schnelle Berufsqualifikation und Eingliederung in den Arbeitsmarkt.

Aus diesem Dreiklang können Sie schon erkennen, dass die **Integrationsbemühungen** ganz **früh ansetzen** müssen, nämlich schon bei den **Kindern im Kindergartenalter**.

Denn je **früher der Spracherwerb** beginnt, umso **schneller** wird die **Integration gelingen.**

Das Land fördert hierzu **Brückenprojekte**. Das sind **niederschwellige Angebote** beispielsweise in Form von

- Eltern-Kind-Gruppen,
- Spielgruppen oder
- mobilen Angeboten.

Diese Brückenprojekte sind sinnvoll, aber natürlich **keine Dauerlösung.** Vielmehr sollen sie den **Übergang in die regulären Betreuungsformen** ermöglichen.

Ziel muss deshalb immer sein, die Eltern zu überzeugen, ihr Kind frühzeitig in einer Tageseinrichtung anzumelden. Aber hierzu muss das **KiBiz umfassend reformiert** werden.

Denn das **KiBiz-System** ist schon seit Jahren **unterfinanziert**. Dies ist umso problematischer, als wir jedes Jahr neue **Rekordzahlen** bei der U3-Betreuung haben. Allein in NRW wurden seit **2010 rund 80.000 Plätze** neu geschaffen.

Derzeit gibt es **169.000 Plätze**, davon 122.000 in Kindertagesstätten. Damit haben wir für die Kinder ab dem ersten Lebensjahr - nur sie haben einen Rechtsanspruch - eine **Versorgungsquote von 55,5 %**. Ein sehr guter Wert.

Insbesondere die Tarifsteigerungen haben dazu geführt, dass wir bei den **Kind-Pauschalen** inzwischen ein **Defizit** von **10 %** haben. Unter diesen Bedingungen wird es immer schwieriger, ein **gehaltvolles Bildungsangebot** zu finanzieren.

Ende letzten Jahres haben die **Regierungsfraktionen reagiert** und zumindest für die Jahre 2016 bis 2018 den Kommunen und freien Trägern eine kleine **finanzielle Verschnaufpause** ermöglicht.

Hierzu wurden komplett die frei werdenden Mittel aus dem **Betreuungsgeld des Bundes**, insgesamt 435 Mio. Euro verwendet.

Mit diesem Geld werden:

- Die **Kind Pauschalen** um insgesamt **330 Mio. Euro aufgestockt**, was eine Anhebung von 2,6 % bedeutet.
- Und rund **100 Mio. Euro** werden für **investive** Zwecke eingesetzt. Dazu kommen weitere **200 Mio. Euro** aus einem Investitionsprogramm des **Bundes**.

Darüber hinaus haben sich die Regierungskoalition und die kommunalen Spitzenverbände geeinigt, die im KiBiz enthal-

tene **Dynamisierung** für die nächsten drei Jahre von 1,5 auf 3 % anzuheben.

Allen Beteiligten war von Anfang an klar, dass diese Aktion nur eine **vorübergehende Notlösung** sein konnte. Eine **grundlegende strukturelle Überarbeitung** des KiBiz ist nach wie vor dringend notwendig.

Dafür sorgt auch die jüngste **Entscheidung des Bundesgerichtshofs** vom 20.10.2016, wonach Eltern wegen fehlender Kinderbetreuung grundsätzlich **Schadenersatz für Verdienstausfall** zusteht.

Diese Entscheidung gibt aber keinen Anlass, die Praxis der Kinderbetreuung unserer Städte und Gemeinden in Zweifel zu ziehen.

Denn die Kommunen unternehmen seit dem Inkrafttreten des Rechtsanspruchs für unter Dreijährige am 1. August 2013 **alle zumutbaren Anstrengungen**, den Betreuungsbedarf möglichst vollständig zufrieden zu stellen.

Dies mit Erfolg, wie man an der verschwindend **geringe Anzahl von Gerichtsentscheidungen** in NRW ablesen kann. Die von vielen vorhergesagte **Klagewelle** ist in **NRW ausgeblieben**.

Es ist richtig: Durch das Urteil wird das Thema noch stärker in den **politischen Fokus** rücken. Eine **Klagewelle** wird das Urteil aber nicht auslösen.

Bemerkenswert an der BGH-Entscheidung ist, dass es **keinen Automatismus** gibt zwischen fehlendem Platz und Schadensersatz. Jeder **Einzelfall muss separat** behandelt werden.

Wenn die Kommune nachweist, dass sie **nicht schuldhaft** gehandelt hat, gibt es **keinen Schadensersatz**.

Das wäre z.B. der Fall, wenn sie

- bei der **Abschätzung des Betreuungsbedarfs** keine Fehler gemacht hat
- oder Betreuungsplätze auf Grund von Umständen nicht geschaffen werden konnten, welche die Stadt nicht zu verantworten hat.

Das kann vieles sein.

Wir alle wissen: Die **Nachfrage nach Betreuungsplätzen** ist noch stärker gestiegen, als es Fachleute vorhergesehen haben. Diese **Volatilität** macht es für die Kommunen schwer,

stets in ausreichender Zahl Betreuungsplätze zur Verfügung stellen zu können.

Alle gehen davon aus, dass der **Bedarf** auch **in Zukunft weiter steigen** wird.

Die Ursachen sind bekannt:

- Die höhere **Geburtenrate** (von 1,1 auf 1,54),
- die steigende Zahl von **Flüchtlingskindern**,
- die **Inklusion** von behinderten und nicht behinderten Kleinkindern und zuletzt
- das stärkere Bedürfnis nach **Vereinbarkeit von Familie und Beruf**.

Dabei wird der weitere **Ausbau von Kitas** oft erschwert, weil **2** notwendige **Dinge** fehlen

- geeignete Grundstücke und
- qualifiziertes Personal.

Nach Auffassung der Bertelsmann Stiftung fehlen allein in NRW derzeit **15.000 Erzieher**. In anderen Bundesländern sieht es ähnlich aus.

Die Kommunen können sich auf Vieles berufen, wenn es nicht so richtig klappt.

Aber auf **fehlende Finanzmittel** kann sich eine Kommune nach der **BGH-Entscheidung** gerade nicht mehr berufen. Daran darf die Schaffung von Betreuungsplätzen nicht scheitern.

Das unterstreicht die Bedeutung einer **auskömmlichen Finanzierung** unseres Kinderbetreuungssystems. Daher muss das **Land** bei der anstehenden Reform des Kinderbildungsgesetzes (KiBiz) eine **stärkere Mitverantwortung** übernehmen und **mehr Mittel** bereitstellen.

Zusätzlich sollte auch der **Bund** künftig auf **Dauer** einen **Teil** der **Investitionskosten** übernehmen, und zwar nicht als Pauschale, sondern dynamisch orientiert am Bedarf.

Nach der Betreuung in Kindertagesstätten ist die **schulische Bildung der Flüchtlingskinder** ein zentraler Baustein der Integration. Denn gerade für zugewanderte Kinder und Jugendliche sind eine gute **Schulausbildung** und damit einhergehende **soziale Kontakte** mit deutschen Kindern ein Schlüssel für eine erfolgreiche Integration.

Gleichwohl fehlt es immer noch an einem **Gesamtkonzept** im **Bildungsbereich**. Weder das **Integrationsgesetz des Bundes** noch der **Integrationsplan des Landes** bieten schlüssige und tragfähige Lösungen an.

Die Schulen und die Kommunen stehen vor immensen Herausforderungen. Die Regierung geht davon aus, dass allein im letzten Jahr **40.000 Flüchtlingskinder** hinzugekommen sind, die der Schulpflicht unterliegen.

Keiner weiß, wieviel Kinder es in der Zukunft sein werden. Die Kommune haben jedenfalls in beiden Bereichen - Betreuung und Schule – den Hebel längst umgestellt: **Von Schrumpfung auf Wachstum.**

In der Praxis führt dies dazu, dass **Klassen aufgestockt** oder sogar **geteilt** werden müssen. Vielerorts werden die schulpflichtigen Kinder auch zunächst in sogenannten **Auffang- und Förderklassen** unterrichtet.

Diese **Auffangklassen** haben deutliche Vorteile gegenüber der Regelbeschulung.

Denn sie

- dienen der gezielten **Sprachförderung** und

- sie ermöglichen eine gründliche Klärung des **Wissensstandes** der Schüler.

Klar ist: Es geht nicht darum, Flüchtlinge **dauerhaft** in **separaten Klassen** zu beschulen. Das wäre ein **Integrationshindernis**. Wir gehen von einem Zeitraum von 1-2 Jahren aus. Ein neuer **Erlass des Schulministeriums** wird aber in seiner Auswirkung dazu führen, dass die **Auffangklassen** weitestgehend **verschwinden**. Er sieht vor, dass **alle neuzugewanderten Schüler** in einer ihrem Alter entsprechenden **Regelklasse** unterrichtet werden.

Dieser **Erlass** ist deshalb mehr als **kontraproduktiv.** Er erschwert die Integration statt sie zu erleichtern.

Denn Flüchtlingskinder haben in der Regel einen sehr **heterogenen Lernstandard**. Manche von ihnen haben noch **nie eine Schule besucht**, müssen erst mal das **Alphabet** lernen.

Und das alles soll eine Lehrkraft leisten, die sich noch parallel um **behinderte Kinder** kümmern muss und das natürlich **ohne eine Doppelbesetzung.**

Aber offensichtlich will Frau Löhrmann, wie bei der Inklusion auch, mit dem **Kopf durch die Wand**. Dies ist deshalb für alle Kinder besonders dramatisch, weil **in den Regelklassen**

bereits jetzt wegen der nach Meinung vieler Betroffener **gescheiterten Inklusion** vielerorts sehr **schwierige Lernbedingungen** bestehen.

Wie sich diese bessern sollen, wenn viele Flüchtlingskinder noch dazu kommen, ist mir rätselhaft.

Und das Ganze in einem Land, welches im Vergleich zu den anderen Bundesländern die **geringsten Ausgaben pro Schüler** aufweist und demgemäß in Sachen **Bildungsniveau** unter den Bundesländern seit Jahren auf einem **Abstiegsplatz** steht.

Wie Sie alle wissen, kann Integration nur gelingen, wenn das notwendige **Geld von Bund und Land** bereitgestellt wird.

Die Liste der Maßnahmen, die bei uns vor Ort zusätzliche Kosten verursachen, ist lang. Ich möchte nur folgende Stichworte nennen:

- Kinderbetreuung (U3 und Ü3),
- Schule, Angebote der Familien- und Jugendhilfe,
- Schaffung von Wohnraum bzw. steigende KdU-Kosten,
- Integrations- und Sprachkurse,
- Kultur und Sport.

Ich könnte diese Liste noch weiter fortsetzen. Verschiedene Forschungsinstitute haben die I**ntegrationskosten der Kommunen** bundesweit auf mindestens **10 Mrd. Euro** geschätzt.

Derartige Summen können die Kommunen unmöglich aus eigener Kraft schultern. Wenn die Integration nicht von vornherein zum Scheitern verurteilt sein soll, **müssen Bund und Land schnell handeln**.

Und es muss ein Weg gewählt werden, damit die Mittel des Bundes **nicht im Land hängen** bleiben, sondern unmittelbar in die **kommunalen Kassen** fließen.

Das alles entscheidende Zukunftsthema Integration darf auf gar keinen Fall von der **Kassenlage der jeweiligen Kommune** abhängen. **Verlierer** wären vor allem die **armen Kommunen**. Aber gerade sie sind auf das Gelingen der Integration besonders angewiesen.

Unsere Forderungen sind erst ansatzweise erfüllt worden. Ein erstes positives Signal war die **Einigung zwischen Bund und Ländern** über die Integrationskosten Mitte des Jahres.

Danach **zahlt der Bund**

- vollständig die **Kosten der Unterkunft** im Rahmen des SGB II für anerkannte Asylbewerber in den Jahren 2016 bis 2018; das entspricht einem Volumen von **2,6 Mrd. Euro**
- und eine **Integrationspauschale** von **2 Mrd. Euro** jährlich für die Jahre 2016 bis 2018
- sowie den **Ländern** in den nächsten 4 Jahren jeweils **500 Mio. Euro** für den Wohnungsbau.

Das Hauptproblem ist, dass die Integrationspauschale **direkt den Ländern** zufließt, und zwar über eine Erhöhung ihres Anteils an der Umsatzsteuer. Für NRW reden wir hier über einen Betrag von **434 Mio. Euro** jährlich.

Meine Damen und Herren, dieses Geld gehört den Kommunen, denn hier findet die Integration statt. Aber wie so oft in derartigen Fällen scheint die Landesregierung **klebrige Finger** zu haben.

Statt die **434 Mio. Euro** an die Kommunen weiterzuleiten, will das Land diese Mittel für **eigene Zwecke** verwenden. Wir haben dagegen mit einer Pressemitteilung protestiert.

Denn die **allgemeine Finanzsituation** der allermeisten **Kommunen** in NRW ist nach wie vor sehr angespannt, auch wegen der flüchtlingsbedingten Mehrkosten.

Der **Befund** ist seit Jahren derselbe: Die **Sozialausgaben** steigen ungebremst, während die **Steuereinnahmen** bei der Gewerbesteuer stagnieren oder nur ein geringes Wachstum aufweisen. Das bestätigen die **Ergebnisse der jüngsten November-Steuerschätzung**. In Relation zur Mai-Steuerschätzung **sinken die Einnahmeerwartungen** für die Gemeinden sogar um 0,8 Mrd. Euro in den Jahren 2016 bis 2020.

Die Finanzmisere der Kommunen in NRW wird auch durch unsere **aktuelle Haushaltsumfrage** bestätigt:

- Nur rund **13 %** der Mitgliedskommunen schaffen einen **strukturellen Haushaltsausgleich**.
- **70** % haben **keine Ausgleichsrücklage** mehr und können ihren Haushalt nicht einmal fiktiv ausgleichen.
- **40 %** der Mitglieder sind sogar dazu gezwungen, ein **Haushaltssicherungskonzept** aufzustellen.

Die Konsequenzen:

- Die Kommunen **sparen** bei den **Investitionen** und
- sind gezwungen, weiter an der **Steuerschraube** zu drehen.

Das Ganze mündet dann zwangsläufig in immer stärker steigenden Hebesätzen für die **Grundsteuer** und **Gewerbesteuer**.

Parallel steigen die **Kassenkrediten**, statt wie im Stärkungspakt angedacht, zu fallen. Hier haben wir in NRW einen neuen Negativrekord von fast **27 Mrd. Euro** erreicht.

Deshalb fordern wir Land und Bund auf, die Kommunen noch stärker zu entlasten.

Insbesondere der **Bund** hat inzwischen einen **erheblichen finanziellen Spielraum**. Allein im Jahre **2015** hat er gestützt durch die **Nullzinspolitik der EZB**, ein sattes Plus von **21 Mrd. Euro** gemacht. Bis **2021** sind es satte **120 Mrd. Euro,** die Herr Schäuble **Herrn Draghi** und nicht seinen Sparbemühungen zu verdanken hat.

Deswegen muss die beschlossene **5 Mrd. Euro Entlastung** durch den Bund jetzt **schnell** kommen.

Spätestens ab 2018 werden dann voraussichtlich **jährlich** rd. **1,2 Mrd. Euro** nach NRW fließen:

- **575 Mio. Euro** über den Gemeindeanteil an der **Umsatzsteuer** (bundesweit 2,4 Mrd. Euro).
- **440 Mio**. **Euro** über die Bundesbeteiligung an der **KdU** (bundesweit 1,6 Mrd. Euro).
- **217 Mio. Euro** über den NRW-Landesanteil an der **Umsatzsteuer** (bundesweit: 1 Mrd. Euro), dieses Geld soll 1:1 ins GFG gelenkt werden.

Diese **Art der Entlastung** begrüßen wir, weil über die Umsatzsteuer die **Hälfte der Entlastung direkt den Gemeinden** und nicht anderen Ebenen zu Gute kommt.

Das Problem ist nur, dass diese Entlastung durch die **Abkoppelung** von dem **Bundesteilhabegesetz nicht dynamisiert** ist. Sie nimmt damit jedes Jahr um den Betrag ab, um den die sozialen Ausgaben der Kommunen steigen. Vor allem das neue Bundesteilhabegesetz wird diesen Anstieg noch beschleunigen.

Deshalb müssen sich Bund und Land noch stärker für eine auskömmliche Finanzausstattung der Kommunen einsetzen.

Wenn ich mir in diesem Zusammenhang die **neusten Entwicklungen** auf der **Landesseite** anschaue, bin ich eher pessimistisch als optimistisch. Ich denke dabei

- an das Ergebnis der **Verfassungskommission** und
- die Urteile des **Verfassungsgerichtshofs** in Sachen **kommunaler Finanzausgleich** und **Stärkungspakt.**

Die **Verfassungskommission** hat es trotz jahrelangem Tagen nicht geschafft, auch nur eine einzige Verbesserung zugunsten der kommunalen Finanzausstattung zu erreichen. So haben unsere Forderungen

- **Finanzielle Mindestausstattung** unabhängig von der Kassenlage des Landes und
- **Verbesserung** beim Thema **Konnexität**

keinen Erfolg gezeigt, weil sich die Parteien im Landtag nicht einigen konnten. **Parteipolitik** war wieder einmal **wichtiger** als das **Wohl der Kommunen** und seiner Bürger. Kein Ruhmesblatt für den Landtag.

Und von **Münster** dürfen wir auch nichts Großes mehr erwarten. Wie Sie wissen, hat der **Verfassungsgerichtshof** die Klagen gegen das **GFG 2012** und den **Kommunalsoli** abgewiesen.

Bei der Klage gegen den **Kommunalsoli** formuliert Münster lapidar:

Aus **Artikel 79 Abs. 2 der Landesverfassung** „wonach das Land im Rahmen seiner finanziellen Leistungsfähigkeit einen übergemeindlichen Finanzausgleich zu gewährleisten habe, ergebe sich nicht, dass dieser Ausgleich nur mit Landesmitteln erfolgen dürfe.“

In Münster scheint die **Grundeinstellung** vorzuherrschen: So lange es dem Land schlecht geht, muss es den Kommunen auch nicht helfen.

Lassen Sie mich noch kurz ein paar Worte zur **dritten Stufe** des **Stärkungspaktes** sagen: Aus den **Restgeldern** der ersten beiden Stufen soll nun eine **dritte Stufe** finanziert werden, von der voraussichtlich **4 Kommunen** profitieren werden, darunter zum größten Teil die kreisfreie Stadt **Mülheim an der Ruhr**, die Stadt, in der Frau Kraft seit Jahrzehnten wohnt.

Diese **Resteverwertung** ist zwar besser als nichts, doch das Geld wird nur einem sehr kleinen Empfängerkreis vorübergehend helfen können.

Vor allem, wenn man sich vor Augen führt, dass mittlerweile **43 % des Stärkungspaktes** von der **kommunalen Familie** selbst getragen werden, muss man schon sagen, dass der Stärkungspakt an **zwei grundlegenden Systemfehlern** krankt:

- Es kommt **nicht dauerhaft mehr Geld** ins System
- und es profitiert nur ein **kleiner Kreis von Kommunen**.

Eigentlich nötig wäre eine **höhere Dotierung des kommunalen Finanzausgleichs**, zu der die Landesregierung aber nach wie vor nicht bereit ist. Ich bin mir sicher, nach der Landtagswahl wird die neue Regierung dieses Thema schnell aufgreifen.

Hoffentlich zu Gunsten der kommunalen Familie. Nach der **Einigung** im Streit um den „**Bund-Länder-Finanzausgleich**“ müsste das Land die nötigen Mittel haben.

Denn das **Land profitiert** ganz erheblich von dem neuen System des Finanzausgleichs.

Am **15. Oktober** diesen Jahres haben sich Bund und Länder auf ein **neues System des Finanzausgleichs** ab **2020** geei-

nigt. Damit tritt für alle Akteure endlich Planungssicherheit ein.

Denn auch wenn **noch nicht alle Details geklärt** sind, so steht das **Wesentliche** doch bereits fest:

- Der Bund-Länder-Finanzausgleich wird grundlegend neu aufgestellt; die zweite Stufe des bisherigen Ausgleichssystems fällt zu Recht weg, der **Umsatzsteuervorwegausgleich**.
- Die Länder bekommen künftig **gut 9,5 Mrd. Euro mehr vom Bund** – pro Jahr.
- Jedes Bundesland steht „unterm Strich“ besser da als heute.

Was heißt das konkret für die Kommunen in NRW?

NRW wird nach dem neuen Modell rund **1,4 Mrd. Euro pro Jahr** mehr im Haushalt haben als nach dem jetzigen Modell. Das sind zusätzliche Gelder, die dringend **im kommunalen Raum** benötigt werden.

Wenn wir jetzt im Einzelnen aufzählen, wo es den Kommunen an Geld fehlt, dann säßen wir morgen noch hier. Aber wesentliche Stichworte wären etwa:

- Die bessere Ausstattung des kommunalen Finanzausgleichs (**Anhebung des Verbundsatzes**),
- das **KiBiz**,
- und die **Integration**.

Daneben sind noch **weitere** für die Kommunen **positive Vereinbarungen** getroffen worden:

- Der **Kommunalinvestitionsförderungsfonds**, der finanzschwachen Kommunen Gelder in den Bereichen allgemeine und Bildungs-Infrastruktur zur Verfügung stellt, **soll fortgeführt und aufgestockt** werden.
- Außerdem soll das **Gemeindeverkehrsfinanzierungsgesetz** (GVFG), mit dem der Bund Gelder zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse in den Kommunen zur Verfügung stellt, **dauerhaft fortgeführt** werden.
- Schließlich soll das **Grundgesetz geändert** werden, damit sich der Bund stärker als bisher im **Bildungsbereich** engagieren kann.

Lassen Sie mich kurz einige weitere Themen ansprechen, die derzeit im Verband intensiv diskutiert werden.

Dazu gehört der gesamte Komplex **Schule**.

Ich beginnen mit einem Thema, welches derzeit von allen Beteiligten zum Teil sehr hitzig diskutiert wird: **G8 oder G9** oder beides.

Wie Sie der **Presse** entnehmen konnten, haben sich in den letzten Monaten die Ideen und Vorschläge hierzu überschlagen. Zunächst war es überraschenderweise die **FDP**, die eine Rückkehr zu G9 beschlossen hat.

Dann folgte eine erfolgreiche **Pressekampagne der Landeselternschaft** der Gymnasien. Grundlage waren die Ergebnisse einer Umfrage.

Und schließlich sahen sich sowohl die **SPD** als auch die **Grünen** so stark unter Druck, dass sie von dem **G8-System** plötzlich **abrückten**.

Die **SPD** möchte zwar keine komplette Rückkehr zu G9. **G8 soll als Regelfall** bleiben. Es soll aber künftig wieder eine **verpflichtende 6-jährige Sekundarstufe 1** geben. Hinzukommen soll für die Schüler die **Option**, die sich anschließende **Oberstufe** in zwei oder drei Jahren zu absolvieren.

Frau Löhrmann will eine **„Flexi-Lösung“**. Dies aber nur in ihrer **Funktion als Spitzenkandidatin der Grünen**. Danach soll sich die Länge der Schulzeit flexibel nach dem **Lernfortschritt der Kinder** richten. Nach dem Motto **„Jedem Kind seine eigene Lernzeit“** plädierte sie für eine **umfassende Flexibilisierung** nicht nur an Gymnasien, sondern an allen Schulformen.

Beide Modelle hören sich aus Sicht der Schüler nett an. Sie sind aber aus kommunaler Sicht **weltfremd und praxisuntauglich.**

Es ist undenkbar, dass sowohl das Land als auch die Kommunen **von Jahr zu Jahr** die **Räumlichkeiten** und das **Lehrpersonal**

- dem **nicht kalkulierbaren Abstimmungsverhalten** von Schülern und Eltern anpassen und
- nebenbei die **Inklusion** von behinderten Kindern und
- die **Integration** zigtausender **Flüchtlingskinder** erfolgreich gestalten können.

Und das in einem Land mit dem **drittschwächsten Bildungsniveau** und **zugleich geringsten Bildungsausgaben** pro Schüler (5.700 Euro) aller Bundesländer!

Die **Reaktionen** auf den Vorschlag von Frau Löhrmann sind entsprechend. „Ich hätte nicht erwartet, dass die **Politik so kopflos** in die G8-Debatte geht“ - so zum Beispiel Peter **Silbernagel**, Vorsitzende des Philologen Verbandes NRW.

Als letzte Partei hat die **CDU** ihr Modell für eine Alternative zum „Turbo-Abitur“ vorgestellt. Demnach sollen sich **Gymnasien** als **Ganzes** für einen Wechsel entscheiden können, wenn sie es wollen. Wenn nicht, soll es bei G8 bleiben.

Die Entscheidung für einen Wechsel muss die **Schulkonferenz** beschließen. Der **Schulträger** muss sie dann **bestätigen**.

Egal welches Modell man befürwortet, muss ich davor warnen, dass ein weiterer Jahrgang in den Gymnasien die **Schulträger vor erhebliche Probleme** stellen würde.

So gibt es in den meisten Schulen **keine freien Unterrichtsräume** mehr. Die durch den Wechsel von G9 zu G8 frei gewordenen Räume werden inzwischen längst zur Erfüllung des **Inklusionsauftrages** gebraucht.

Zudem haben die **40.000 Flüchtlingskinder** - die zusätzlich zu beschulen sind - bereits dazu geführt, dass **vieler Orts Raumnot** herrscht.

Es ist also ganz klar, dass die **notwendigen Räumlichkeiten** von den Städten und Gemeinden erst mit einem erheblichen finanziellen Aufwand **zusätzlich geschaffen** werden müssen. Hier darf ich nur kurz das Stichwort „Konnexität“ nennen.

Und genau aus diesem Grund darf die Lösung auch nicht darin bestehen, dass den **Schulen vor Ort ein Wahlrecht** zwischen G8 und G9 eingeräumt und damit die **Konnexitätsfrage** vom Land elegant **unterlaufen** wird.

Deshalb gilt: Die zu erwartenden **Mehrkosten** müssen vom **Land** getragen werden, egal wer sich nach welchem Modell für was auch immer entscheidet.

Aber es geht nicht nur ums Geld. Die Vorstellung, dass über G8 bzw. G9 vor Ort durch die Schulkonferenz oder im **Schulausschuss bzw. Rat** entschieden werden soll, lehnen wir strikt ab.

Die häufig **emotionalisiert geführten Diskussionen** zwischen den Befürwortern von G9 bzw. G8 dürfen sich nicht hundertfach in den **kommunalen Entscheidungsgremien**

wiederholen. Solche Debatten gehören in den **Landtag** und nicht in den Stadtrat.

Regierung und Opposition dürfen sich nicht wegducken, sondern müssen gemeinsam entscheiden und sagen, wie das Gymnasium der Zukunft aussehen soll. Nur so kann ein **Flickenteppich vermieden** werden.

Bei einer Wahlfreiheit wird auch die **Schulentwicklungsplanung** für die kommunalen Schulträger erheblich erschwert, wenn nicht klar ist, wie lange die Schülerinnen und Schüler auf den Gymnasien verbleiben.

Auch Akzeptanz und Zulauf **benachbarter Gesamtschulen** sind betroffen.

Parallele G8- bzw. G9-Systeme haben zudem den erheblichen Nachteil, dass für beide Systeme **Lehr- und Lernmittel** beschafft und vorgehalten werden müssen.

Zudem würde die gerade in ländlichen Räumen häufig praktizierte **Kooperation** zwischen verschiedenen Gymnasien verkompliziert, wenn die eine Schule sich für G8, die andere sich für G9 entscheidet.

Warum spielen die guten **Erfahrungen** der **ostdeutschen Bundesländer** in dieser Debatte kaum eine Rolle? Im letzten **Ländervergleich der Kultusministerkonferenz** in naturwissenschaftlichen Fächern der Klasse 9 liegen alle ostdeutschen Länder in der Spitzengruppe. **Sachsen** erzielt regelmäßig mit seinem stabilen G8-System im innerdeutschen Vergleich Spitzenwerte.

Das zeigt doch: Für den Bildungserfolg ist die **Unterrichtsqualität** wichtiger als G8 oder G9.

Hierfür sind

- eine zügige Umsetzung der **Digitalisierung**,
- die überfällige Überarbeitung von **Stundentafel** und Lehrplänen und
- eine verkraftbare **Inklusion**

wichtiger als Strukturdebatten.

Ein weiteres Schwergewicht im Schulbereich ist die **Inklusion**.

Die allgemeine **Kritik von Lehrern, Eltern und Schülern** an der Art der Umsetzung der Inklusion durch die Landesregierung wird **immer vehementer.**

Gut zwei Jahre nach Inkrafttreten des Inklusionsgesetzes fällt die **Zwischenbilanz ernüchternd** aus. Die Schulen sind weder

- personell,
- sächlich
- noch räumlich auf die Inklusion vorbereitet, so zutreffend Udo Beckmann, der Chef des VBE (Verband Erziehung und Bildung).

Es bestätigt sich jetzt genau das, wovor wir schon vor Jahren gewarnt haben. Ein Inklusionsvorhaben ohne entsprechende **finanzielle Unterstützung** ist von vornherein **zum Scheitern verurteilt** und führt nur zu **Frust bei allen Beteiligten**.

Die ist deswegen problematisch, weil NRW in Sachen **Bildungsausgaben** pro Schüler und **Bildungsniveau** - wie eben schon gesagt - unter den Bundesländern seit Jahren sehr schlecht da steht. Und ausgerechnet dieses Land leistet sich eine solche Reform.

Zwar verkündet Ministerin Löhrmann stolz, dass inzwischen über **40 %** der Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf eine allgemeine Schule besuchen. Die Zahl stimmt.

Doch mit der Zunahme der Inklusionsquote **nimmt der Bildungserfolg aller Schüler ab**, vor allem der behinderten Schüler. Deswegen denken **immer mehr Eltern** von behinderten Kindern darüber nach, ihre Kinder möglichst **nicht in der Regelschule** anzumelden.

Denn viele Eltern stellen mittlerweile fest, dass die **sonderpädagogische Förderung**, die sie für ihre Kinder zu Recht erwarten, **an der Regelschule nicht geleistet** werden kann. Die Zahl der Rückläufer - gerade an die Förderschulen der Landschaftsverbände - ist signifikant gestiegen.

Der Grund dafür ist insbesondere die **fehlende personelle Unterstützung**. Denn die von allen geforderte **Doppelbesetzung** in Inklusionsklassen ist in der Realität fast nirgendwo anzutreffen. Sonderpädagogisch geschulte Lehrer kommen meist nur für wenige Stunden.

Die Möglichkeit, mit den **Füßen abzustimmen** und ihre Kinder wieder an Förderschulen anzumelden, wird jedoch den Eltern inzwischen gerade im ländlichen Bereich genommen.

Denn durch die strikte Durchsetzung der **Mindestgrößenverordnung** sind inzwischen viele hervorragend ausgestattete Förderschulen im ländlichen Bereich geschlossen worden.

Damit wird ein hochwertiges System von kommunalen Förderschulen zerschlagen, bevor die Qualität der Inklusion an den Regelschulen gewährleistet ist.

Der Grund: Frau Löhrmann braucht die Lehrer der Förderschulen um die Inklusion an den Regelschulen voranzutreiben.

Aber nicht nur in **personeller** und **pädagogischer** Hinsicht droht die Umsetzung der Inklusion zu scheitern. Auch was das **Geld** betrifft stehen wir immer vor großen Herausforderungen.

Hieran können Sie sehen, wie **richtig und wichtig** es war, dass wir als **einziger Verband** eine Klage vor dem Verfassungsgerichtshof in Münster eingereicht haben. Hätten wir diese Klage nicht eingereicht, hätten wir nun gar **nichts mehr in der Hand.**

Dass anders als bei dem Thema Inklusion plötzlich Geld für die Schulen da ist, zeigt das **Programm „Gute Schule 2020“**.

Vor wenigen Monaten hat die Landesregierung überraschend dieses Investitionsprogramm verkündet. Es umfasst in den kommenden **vier Jahren insgesamt 2 Mrd. Euro.**

Gefördert werden sollen **allgemeine Investitionen** in der Schule. Zugrunde gelegt wird ein **weiter Investitionsbegriff**. Das bedeutet, dass Sie mit dem Geld **fast alles im Schulbereich** machen können: Sei es ein neuer Anstrich, die neue Toilette oder die Verbesserung der IT-Ausstattung.

Positiv ist auch, dass es sich **nicht** um **zusätzliche Maßnahmen** handeln muss. Sie können auch die Dinge finanzieren, die auf Ihrer **Prioritätenliste** stehen.

Jede Kommune erhält ein **festes Kontingent**. Es orientiert sich hälftig an den **Schlüsselzuweisungen** des GFG und hälftig an den **Schülerzahlen** der jeweiligen Kommune.

Meine Damen und Herren, ich weiß, dass dies für die **abundanten Kommunen** kein zufriedenstellendes Ergebnis ist. Aber wir haben immerhin **verhindert**, dass die Verteilung **ausschließlich** nach den Regelungen des GFG erfolgt.

Um in den Genuss der Fördermittel zu kommen, müssen Sie als Kommunen einen Kredit bei der **NRW.BANK** beantragen, bei dem das Land die Zins- und Tilgungsleistung übernimmt.

Dabei muss natürlich sichergestellt sein, dass dieser Kredit **nicht auf den Kreditdeckel** der Kommunen angerechnet

wird und es **nicht zu einem Ausschluss** von Kommunen im **Stärkungspakt** oder in der **Haushaltssicherung** kommt. Das Innenministerium hat hier aber eine flexible Lösung zugesagt.

Die Inklusion im Schulbereich ist natürlich nicht die einzige Reform im Bereich des Behindertenrechts. Das Bundeskabinett hat im Sommer den Entwurf eines **neuen Bundesteilhabegesetzes** vorgelegt.

Mit dieser Reform soll

- das gesamte **Rehabilitations- und Teilhaberecht** für Menschen mit Behinderung sowie
- die **Eingliederungshilfe** neu geregelt werden.

Es ist eine der größten sozialpolitischen Reformen der vergangenen Jahre. Es soll den rund **7,5 Millionen Deutschen**, die eine Behinderung haben, ein einfacheres und besseres Leben ermöglichen. Dies ist natürlich ein begrüßenswertes Ziel.

Jedoch darf das **zweite Ziel** dieser Reform, nämlich die **Kostensteigerung bei den Leistungen zu begrenzen**, nicht aus den Augen verloren werden. Denn bereits jetzt betragen die Ausgaben für die Eingliederungshilfe **bundesweit** rund

17 Mrd. Euro jährlich. Sie steigen jedes Jahr um rund 1 Mrd. Euro.

In **NRW** werden die Kosten von derzeit jährlich **4 Mrd. Euro** von den Städten und Gemeinden getragen. In anderen Ländern sind auch die Länder beteiligt.

Nach einer ersten Sichtung des Gesetzesentwurfes müssen wir jedoch feststellen, dass nicht eine Begrenzung der Kosten, sondern eher eine **enorme Steigerung** zu **befürchten** ist.

Diese Kostensteigerungen sind insbesondere bedingt durch:

- Die **Neudefinition** des **Behindertenbegriffs**. Er wird zu einer Ausweitung des Kreises der Hilfsberechtigten führen.
- Und die Neuerungen bei der Einkommens- und Vermögensanrechnung.

Die FAZ (Jasper von Altenbockum, 01.11.2016) spricht zu Recht von der **sozialpolitischen Elbphilharmonie** der großen Koalition. Die Versicherung der Bundesregierung, es entstünde keine neue Ausgabendynamik, ist nicht glaubwürdig.

Schon die **Erfahrungen** mit der geltenden Eingliederungshilfe zeigen, dass der **Kreis der Betroffenen** immer **größer** wird, die **Kosten** immer **höher** werden.

Deshalb ist unabdingbar: Für die sozialpolitische Verbesserung muss in vollem **Umfang der Bund aufkommen**. Eine weitere Belastung von Land und Kommunen ist strikt abzulehnen.

Das gilt auch für die Pläne der Bundesregierung, das **Unterhaltsvorschussgesetz** massiv auszuweiten. Im Rahmen der Einigung der Bund-Länder-Finanzbeziehungen ist bekanntlich vereinbart worden, beim Unterhaltsvorschuss ab dem 01.01.2017 die **Altersgrenze** von **12 auf 18 Jahre** anzuheben und die **Befristung der Bezugsdauer** (derzeit: 72 Monate bzw. 6 Jahre) **aufzuheben**.

Der Bund geht von **Mehraufwendungen** in Höhe von **790 Mio. Euro p.a. bundesweit** aus, die zu 1/3 durch den Bund und zu 2/3 durch die Länder finanziert werden müssten. Da in Nordrhein-Westfalen der Landesanteil zu 80 % durch die kommunale Seite getragen wird, müssten die Kommunen mit Mehrkosten von rund 120 Mio. Euro pro Jahr rechnen.

Hinzukommen die Mehrkosten für zusätzliches Personal.

Meine Damen und Herren, lassen Sie mich noch zu einigen Themen aus dem Bereich „Planen und Vergabe“ kommen.

Zunächst kurz zum **„LEP“.** Dieses Thema begleitet uns nun ja schon seit vier AG-Sitzungen.

Nach mehreren Entwürfen, Anhörungen und Änderungen hat die **Landesregierung** im Juli nun **endgültig den Entwurf des neuen Landesentwicklungsplans** beschlossen und dem Landtag zur Zustimmung zugeleitet. Mit dem Beschluss des Landtages ist bis zum Ende dieses Jahres zu rechnen. Dann hätten wird nach **22 Jahren** nun endlich einen neuen LEP.

In dem **zweiten Beteiligungsverfahren**, welches Ende 2015 durchgeführt wurde, haben wir uns natürlich wieder ausführlichen eingebracht. Einige unserer Punkte hat die Landesregierung auch aufgegriffen und noch einmal nachgebessert.

Ich möchte nur auf die wichtigsten Punkte eingehen:

<u>Ziel „Siedlungsraum und Freiraum“</u>

Hier hatten wir gefordert, dass auch kleine **Ortsteile mit weniger als 2.000 Einwohnern**, die eine Versorgungsfunktion für andere noch kleinere Ortsteile übernehmen, eine Entwick-

lungsperspektive bekommen müssten. Hier hat das Land nun nachgebessert.

Grundsatz „Europäischer Metropolraum NRW“

Hier konnten wir erreichen, dass neben den Kooperationsräumen Ruhr und Rheinland nun auch die Wachstumsregion Westfalen-Lippe genannt wird.

Bei dem Ziel „Flächensparende und bedarfsgerechte Siedlungsentwicklung“ konnten wir erreichen, dass der Planungs- und Flexibilitätszuschlag von 10 auf 20 % erhöht wurde.

Bei folgenden Punkten konnten wir uns mit unseren Forderungen leider **nicht durchsetzen**:

- Es bleibt nach wie vor bei der Unbestimmtheit des **5-ha-Ziels** als Grundsatz der Raumordnung
- sowie bei der **Rücknahmepflicht von Flächen im Flächennutzungsplan**, für die kein Bedarf mehr besteht.
- Bei der Flächenkulisse für die Windenergienutzung soll zwar die Festlegung von einem Ziel zu einem Grundsatz heruntergestuft werden, jedoch lehnen wir konkrete Flächenvorgaben im LEP als Erschwernis für die örtliche Planung nach wie vor ab.

Auch bei der **Bauordnung** hat die Regierung den Gesetzesentwurf nun dem Landtag zugeleitet.

Der Gesetzesentwurf dient primär der Umsetzung der **UN-Behindertenrechtskonvention** und stärkt daher das **barrierefreie Bauen**.

Außerdem soll sich die neue Landesbauordnung stärker an der **Musterbauordnung** orientieren, was z.B. Auswirkungen auf Brandschutzsysteme und Gebäudeklassen hat. Insbesondere soll das **Freistellungsverfahren** entfallen. Dies wurde von uns von Anfang an begrüßt, da sich das Verfahren in der **Praxis** überwiegend **nicht bewährt** hat.

Ich möchte hier nur zwei Punkte herausgreifen, die wir auch in unserer Anhörung im Landtag scharf kritisiert haben:

Die **Stellplatzregelung** soll radikal umgestaltet werden. Das Land möchte die **grundsätzliche Pflicht**, bei Bauvorhaben Auto- oder Fahrradstellplätze zu schaffen, streichen.

Stattdessen sollen die Gemeinden dies nun - wie auch die Frage der Ablösung - mittels einer **Satzung** selber regeln. Der Hintergrund dieses überraschenden Vorstoßes ist die **Wohnungsbauoffensive**: Denn Stellplätze gelten als **Kostentrei-**

ber und Hemmnis für den notwendigen Neubau von Wohnraum. Auch wenn diese Begründung nachvollziehbar ist, schießt die Regelung deutlich **über das Ziel hinaus.**

Denn die Stellplatzpflicht ist für die Gemeinden ein wichtiges **Steuerungsinstrument**, insbesondere auch, wenn es um die Ansiedlung von Spielhallen oder den Stellplatzbedarf von Einzelhandelsvorhaben geht.

Hat eine Gemeinde zum Inkrafttreten der neuen Bauordnung noch **keine Satzung** erlassen, fällt dieses wichtige Steuerungsinstrument von einem auf den anderen Tag weg. Eine entsprechende Satzung zu erarbeiten, ist aber - schon allein in zeitlicher Hinsicht - eine anspruchsvolle Aufgabe.

Deshalb muss sich die **Herstellungspflicht** weiterhin direkt aus der **Bauordnung** ergeben. Wir begrüßen natürlich jegliche Flexibilisierung, die den Kommunen Abweichungen mittels einer Satzung erlauben.

Auch bei der Barrierefreiheit gab es nun noch einige Änderungen. Für öffentlich zugängliche Gebäude wie

- Arztpraxen,
- Läden oder
- Verwaltungsgebäude

wird nun doch **keine Bescheinigung** eines **Sachverständigen für Barrierefreiheit** gefordert. Es soll nun ausreichen, wenn dem zuständigen Behindertenbeauftragten **Gelegenheit zur Stellungnahme** gegeben wird.

Aber auch dies **lehnen wir ab**. Da die Stellungnahme **keinen Einfluss auf das Genehmigungsverfahren** haben soll, würde sie die Rechte von Behinderten kaum stärken, jedoch enormen **zusätzlichen Aufwand** verursachen.

Viel wichtiger ist, dass in der Bauordnung **klare Vorgaben zur bautechnischen Umsetzung der Barrierefreiheit** gemacht werden.

Wie Sie wissen, ist am 16. Juli dieses Jahres das **neue Landeswassergesetz** in Kraft getreten. Das LWG ist dabei insbesondere an das **neue Wasserhaushaltsgesetz des Bundes angepasst** worden. Ich möchte nur kurz die fünf wichtigsten Änderungen und Verbesserungen für die Kommunen nennen:

- Vor dem Hintergrund der immer öfters und stärker auftretenden **Katastrophenregen** ist es zu begrüßen, dass das neue LWG es ermöglicht, Maßnahmen wie den Bau von **zusätzlichen Ableitungsgrä-**

ben über die **Regenwassergebühr zu refinanzieren**.

- Auch die Kosten für die **Renaturierung eines Flusses** können über die **Regenwassergebühr** abgerechnet werden, wenn der Fluss durch die Einleitung von Niederschlagswasser aus öffentlichen Regenwasserkanälen belastet wird.
- Zukünftig sind Eigentümer einer **Anlage an einem Fluss** verpflichtet, diese zu modernisieren oder zu vergrößern, wenn sie baufällig geworden oder unter heutigen Erkenntnissen nicht mehr ausreichend dimensioniert ist.
- Mit der neuen **Hochwasserschutzgebühr** wird die Grundlage dafür gelegt, dass Deiche und andere Hochwasserschutzanlagen - wie z.B. Hochwasserschutzwände - in Zukunft funktionstüchtig erhalten werden können.
- Schließlich konnte erreicht werden, dass die **Löschwasserversorgung** auch in Zukunft eine Aufgabe der öffentlichen Wasserversorgung ist. Das bedeutet, dass die Feuerwehr im Brandfall über Hydranten Wasser entnehmen kann und die Kosten für diese Wasserentnahme und die Bereitstellung über die Wassergebühr refinanziert wird.

Meine Damen und Herren, lassen Sie mich noch zwei drei Worte zu dem Dauerthema „**Fracking**“ sagen.

Im August dieses Jahres ist auf **Bundesebene** ein sogenanntes **Fracking-Gesetzespaket** verabschiedet worden. Die entsprechenden Änderungen im Wasserhaushaltsgesetz des Bundes werden Anfang nächsten Jahres in Kraft treten.

Damit ist das Thema Fracking nun sowohl auf Bundes- als auch auf Landesebene **endgültig geregelt**. Die wichtigsten Grundregeln hier in Kürze:

Das so genannte **unkonventionelle Fracking** - das ist die Gasgewinnung in Schiefer-, Ton-, Mergel- und Kohleflözgestein - ist nun **generell verboten**. Das ist gut so.

Allerdings sind bundesweit **vier Erprobungsmaßnahmen** möglich.
Diese stehen jedoch unter dem **Vorbehalt der jeweiligen Landesregierung.** Da die Landesregierung in NRW im **LEP festgelegt** hat, dass das so genannte Fracking in unkonventionellen Lagerstätten **landesweit ausgeschlossen** ist, können auch derartige Erprobungsmaßnahmen in **NRW nicht durchgeführt werden**.

Demgegenüber ist das Verbot für das so genannte **konventionelle Fracking** - das seit den 60er Jahren in Deutschland in **Sand**- und **Karbongesteinen** eingesetzt wird - auf grundwassersensible Gebiete beschränkt. Hierzu zählen insbesondere **festgesetzte Wasserschutzgebiete** und **Einzugsgebiete** für die Wasserversorgung.

Schließlich ist vor jeder Fracking-Maßnahme verbindlich eine **Umweltverträglichkeitsprüfung** durchzuführen. Auch findet das **Bergschadenshaftungsrecht** nun auch aufs Fracking Anwendung.

Im Ergebnis ist festzuhalten, dass durch unsere intensiven Bemühungen erreicht werden konnte, dass dem Schutz der Gesundheit, des Trinkwassers und der Umwelt in Deutschland deutliche Priorität gegenüber der konventionellen Gasgewinnung eingeräumt wird. Das stärkt die kommunale Trinkwasserversorgung, den örtlichen Umweltschutz und unsere Landwirtschaft.

Und auch bei dem Dauerbrenner **Tariftreue- und Vergabegesetz** (TVgG) tut sich einiges. Die Regierung hat inzwischen den Entwurf der Novelle des Tariftreue- und Vergabegesetzes in den Landtag eingebracht.

Wie Sie wissen, ist nach umfänglicher Kritik an dem „**Bürokratiemonster**“ TVgG und einigen **negativen Gerichtsentscheidungen** eine umfassende **Evaluation**, verbunden mit einem Gutachten der Firma **Kienbaum**, durchgeführt worden.

Das Ergebnis ist ein **neues TVgG**, bei dem der **Aufbau komplett umgekrempelt** wurde. **Verschiedene Kriterien** werden mit **verschiedenen Schwellenwerten verknüpft**.

Die wichtigsten Punkte sind:

- Auch künftig sollen alle Aufträge unter Berücksichtigung der so genannten **Nachhaltigkeitskriterien** - Sozialverträglichkeit, Umweltschutz und Energieeffizienz - vergeben werden. Der Anwendungsbereich soll künftig grundsätzlich ab einem **Schwellenwert** von **20.000 Euro** beginnen.
- Die Vorgaben zur **umweltfreundlichen Beschaffung** und der Beachtung der ILO-Kernarbeitsnormen gelten schon ab einem **Auftragswert** von **5.000 Euro**.
- Die Schwellenwerte für die **Förderung von Frauen** und **Familie** bleiben unverändert bei **50.000 Euro** für Dienstleistungen und 150.000 Euro für Bauaufträge.
- Zudem ist weiterhin ein vergabespezifischer Mindestlohn von 8,85 Euro vorgesehen.

- Neu eingeführt wird das so genannte „**Bestbieterprinzip“.** Das heißt, dass die erforderlichen Nachweise nur noch von dem Bieter vorgelegt werden müssen, der den **Zuschlag** bekommen soll.

Aus unserer Sicht ist das Ziel, das Gesetz **einfacher und anwenderfreundlich** zu gestalten, an vielen Stellen trotzdem **nicht erreicht**. Insbesondere die **uneinheitlichen Schwellenwerte** sind ein Ärgernis.

Wie Sie wissen, fordern wir schon seit langem einen **einheitlichen Schwellenwert** von mindestens **50.000 Euro.**

Die beabsichtigte Endbürokratisierung in Form des Bestbieterprinzips ist zwar ein guter Ansatz, kann aber auch zu **Verzögerungen** im Verfahren führen. Daher sollten kommunale Vergabestellen die Möglichkeiten haben, auch von **Anfang an sämtliche Unterlagen** anfordern zu können.

Auch lehnen wir einen vergabespezifischen Mindestlohn weiterhin ab, zumal er ab Anfang 2017 nur noch 1 Cent über dem bundesweiten Mindestlohn liegen wird.

Wegen der geplanten Erleichterungen geht der Gesetzgeber davon aus, dass die Novelle keine Konnexitätsrelevanz mehr auslöst.

Anders sieht es bei dem Thema „Konnexität“ bei dem **noch geltenden TVgG** aus.

Wie Sie ja wissen, haben wir hier **Klage** vor dem Verfassungsgerichtshof erhoben und die Regierung hiermit zu Verhandlungen über die Konnexitätsrelevanz gezwungen. Nun liegt das Ergebnis dieser Verhandlungen vor:

- Insgesamt ist ein Ausgleichsbetrag von **20,4 Mio**. **Euro** vorgesehen.
- Für die Kreise und kreisangehörigen Kommunen beträgt er **11,8 Mio. Euro**,
- von denen die Kreise ein Drittel - 3,9 Mio. Euro - und die kreisangehörigen Kommunen zwei Drittel - also 7,9 Mio. Euro erhalten sollen.

Das Kabinett muss nun eine **Kostenausgleichsverordnung** abstimmen und dem Wirtschaftsausschuss im Landtag zur Zustimmung zuleiten.

Es ist davon auszugehen, dass dies dort spätestens in der Sitzung am 23.11.2016 erfolgt. Anschließend sollen die **Verfassungsbeschwerden**, die bis Ende des Jahres ruhen, **zurückgenommen werden**.

Obwohl ganz am Schluss - aber dennoch sehr wichtig - ist das Thema **Digitalisierung im Einzelhandel**.

Die **Digitalisierung revolutioniert** mit einer nie dagewesenen Geschwindigkeit **sämtliche Lebensbereiche**. Davon sind nicht nur die Wirtschaft, der Bildungsbereich und die Verwaltung betroffen. Nein, es kommt auch zu erheblichen **Umwälzungen im Einzelhandel.**

Sie alle wissen, wie schnell und einfach es sich heute im Internet bei AMAZON und Co. zu **jeder Tages- und Nachtzeit** einkaufen lässt. Zweifelsfrei ist das Angebot hier oft umfangreicher, die Preise günstiger und die Öffnungszeiten quasi rund um die Uhr. Deshalb ist es dem Bürger auch nicht zu verübeln, wenn er **vermehrt diese Art des Einkaufs** wählt.

Die **Kehrseite der Medaille** sind jedoch **menschenleere Fußgängerzonen** und die Verödung der guten Stuben der Städte und Gemeinden.

Wir dürfen die Digitalisierung des Handels aber nicht als das Problem, sondern müssen sie als die **Chance** zur Lösung des Problems sehen.

Die Zukunft muss aus einer **Vernetzung des Online- und des stationären Handels** bestehen. Nur so können Sie Ihre Innenstädte wieder revitalisieren.

Denn jeder Verkaufskanal, egal ob Online oder Offline, hat seine Vorteile. Wenn wir **beide Kanäle richtig miteinander verknüpfen**, können wir auch die Innenstädte wieder beleben.

Die **Vorteile des stationären Einzelhandels** wie

- sofortige Verfügbarkeit der Waren,
- unkomplizierte Umtauschmöglichkeit
- und kompetentes Beratungsangebot

müssen von den Händlern vor Ort mit den **Vorteilen des Online-Handels** wie

- Einkaufen von zu Hause,
- Möglichkeit zum Preisvergleich
- und große Auswahl

intelligent verknüpft werden. Und wenn die Leute wieder stärker in den Städten einkaufen, wird es auch wieder mehr Cafés und Restaurants mit einer Außengastronomie geben

die zum Verweilen einladen. Denn Bedarfe erzeugen auch Angebote.

Es gibt inzwischen viele kleine Einzelhändler, die durch ihre Online-Präsenz Kunden sowohl online als aber auch stationär hinzu gewinnen konnten.

Um diese **Strategie flächendeckend umzusetzen**, sollte jede Kommune ein entsprechendes Konzept erarbeiten. Dabei müssen sich alle Akteure gemeinsam an einen Tisch setzen: Kommunen, Einzelhändler, Stadtmarketing.

Prominente Beispiele hierfür sind

- die Online-City-Wuppertal,
- das Online-Portal „meinjuelich.de“,
- der digitale Marktplatz „einkaufeninattendorn.de“.

Bei all diesen Portalen können die Kunden **online** nach Produkten der lokalen Einzelhändler suchen und diese bestellen oder vor **Ort erwerben**.

*****